

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# M a g a z i n

für die

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Beibl. Post-Agenten.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 17.

Berlin, Mittwoch den 7. Februar

1838.

### D ä n e m a r k.

Die Universität und andere wissenschaftliche Institute in Kopenhagen.

Von F. Warming.

Die Gründung der Dänischen Hauptstadt reicht nicht, wie die vieler Städte des mittäglichen Europa, bis über die Zeiten des Mittelalters hinauf. Noch vor sechs Jahrhunderten war Kopenhagen ein schlichtes Fischer-Dorf, wo die Seeräuber an stürmischen Tagen Obdach suchten. Die ersten Könige Dänemarks wohnten in Leire bei Isefiord, wo Skjold, der Sohn Odins, sich einen Palast gebaut haben soll. Dort kämpften die Krieger, sangen die Skalden, schlachteten die Priester die Opferthiere auf Odins Altären. In Leire haupen Rolf Krake mit seinen zwölf Reifigen, Harald Hildetand und Regner Lodbrol, die Helden der Saga's. Leire ist der klassische Boden, das Latium, das Troja Dänemarks.

Als aber die christliche Religion in diesem Lande eingeführt wurde, da verließen die Könige ihre heidnische Wohnung, da zerstörten römische Priester die Denkmäler des alten Kultus. Jetzt erblickt man in Leire nur noch Grabhügel und verwitterte Mauern.

Die Könige wählten Koeskilde\*) zu ihrem Aufenthalt, und Kopenhagen gehörte den Bischöfen an. Bischof Absalon, der die vorzügliche Lage dieses Ortes erkannte, versah ihn mit Festungswerken. Nach und nach wurde der Hafen berühmter, und die Stadt vergrößerte sich\*\*). Im 14ten Jahrhundert fand Waldemar III. Kopenhagen so schön, daß er seine Residenz dahin verlegen wollte. Der Bischof von Koeskilde erlaubte ihm dies; aber Waldemar's Nachfolger wollten die Stadt als ihr Eigenthum behandeln und geriethen deshalb in große Streitigkeiten mit den Bischöfen. Das endliche Ergebnis dieses Streites war, daß die Könige Kopenhagen behielten, aber dem Klerus zu seiner Entschädigung die Insel Moen abtraten.

Vom 15ten Jahrhundert an wurde Kopenhagen die königliche Residenz, und seitdem haben alle Souveraine Dänemarks zu der Verschönerung dieser Stadt beigetragen. Das Meiste verdankt sie Christian IV., der die Straßen breiter machte, Kanäle grub und das Schloß Rosenborg, die Börse, die Sternwarte und verschiedene andere Gebäude aufzuführen ließ.

Das heutige Kopenhagen ist eine große, zierlich gebaute Stadt mit schönen Kaien, prächtigen Straßen und einer Bevölkerung von hunderttausend Seelen. Zweimal durch Feuersbrünste verheert, ist sie imposanter als zuvor aus ihren Trümmern entstanden\*\*\*); zweimal von feindlichen Flotten belagert†), verdankte sie dem aufopfernden Muth der Einwohner ihre Rettung, und die reichen Hülfquellen des Landes haben sie für alle ihre Verluste schadlos gehalten.

Im übrigen Dänemark findet man keine Städte von Bedeutung, keine Schulen von Belang: Kopenhagen hat Alles absorbirt; Kopenhagen ist die unumschränkte Monarchin Dänemarks und seine Universität die wissenschaftliche Metropole des Nordens.

Seidem wir Franzosen auch geistig über unsere Gränzen schreiten und mit freierem Blicke um uns schauen, haben wir erst England und Deutschland etwas näher kennen gelernt. Wagen wir uns noch einen Schritt weiter, und kommen wir nach Dänemark, so werden wir mit Staunen wahrnehmen, welche Schätze der Wissenschaft in einer Stadt, angehäuft sind, die uns bis dahin ziemlich unbedeutend vorkam, und wie viele hochgebildete Menschen in einem Lande wohnen, das noch kürzlich von einem unserer Journale ein pays presque barbare genannt worden ist. Hier in Kopenhagen giebt es große Bibliotheken und reiche Museen; hier huldigt man der Wissenschaft mit Ernst und Ausdauer; hier liebt man sie recht eigentlich um ihrer selbst willen. Die Professoren bekommen nur kleine Gehalte, und die

\*) Dieser Name wird mit Unrecht durch „Koeskilde“ übersetzt, da er vielmehr auf Deutsch „Koe's Brunnen“ heißen sollte.

\*\*) Der Ursprung Kopenhagens ist noch deutlich in der unversümmelten Form des Namens zu sehen; denn Kio ben havn bedeutet Kae's Hafen.

\*\*\* In den Jahren 1728 und 1794. Die erste Feuersbrunst hat 1640, die andere 1729 Häuser nebst dem Palaste Christiansborg in Asche gelegt.

†) Im J. 1658 von den Schweden und 1807 von den Engländern.

Schriftsteller werden nicht reich von ihren Arbeiten. Wenn in Frankreich, in England und in Deutschland ein Dichter seiner Begeisterung Sprache leiht oder ein Gelehrter seine tief sinnigen Forschungen bekannt macht, so schreibt er für die ganze gebildete Welt. Sein Buch ist in kurzem angezeigt, übersetzt, durch ganz Europa verbreitet. In Dänemark werden von jedem Buche nur ein paar hundert Exemplare abgezogen; ein paar Journale zeigen es an; es wandert von Kopenhagen in die Provinzen und dann etwa mit genauer Noth bis Norwegen und Schweden. In Holstein bleibt es unbekannt; die Deutschen Universitäten nehmen keine Notiz davon, und Frankreich erfährt nicht einmal den Titel des neuen Werkes. Hätte Dehleschläger seine Werke nicht selbst ins Deutsche übertragen, so würden wir vielleicht auch von Dehleschläger, einem der größten Dichter unserer Zeit, nichts wissen. Wer kennt in Frankreich Finn Magnussen, der eine noch gelehrtere und tiefere Mythologie, als Kreuzer geschrieben hat? Nicht minder fremd sind uns die Namen Dersted, Schlegel, Rosenvinge, die das Labyrinth der Gesezgebung des Nordens beleuchtet haben. Wir wissen nichts von Grundvig, dem originellen Dichter, dem religiösen Philosophen — nichts von Rask, der den Genius aller Sprachen erfaßt hatte — nichts von Müller, dem scharfsinnigen Skandinavischen Alterthumsforscher. Alle diese ausgezeichneten Männer und noch viele andere Dänische Gelehrte, die eben so viel Eifer als Gründlichkeit besaßen, haben in ihrer Muttersprache geschrieben; ihre Kollegen im Ausland lesen sie nicht (?), und der Buchhändler giebt ihnen fast gar kein Honorar. Woher also diese rastlose, kein Opfer scheuende Thätigkeit, wenn der Dänische Gelehrte nicht einem Impuls gehorcht, der großartiger ist, als literarische Ruhmsucht und jedes materielle Interesse? Woher so viele Leistungen, von denen die Welt keine Notiz nimmt, wenn ihn nicht die uneigennützigste Liebe zu seinem Beruf erfüllte?

Man darf übrigens zum Ruhme der Dänen sagen, daß der Dänische Gelehrte in seinem Vaterlande Etwas gilt und, wenn ihn gleich das Ausland unbeachtet läßt, am heimischen Heerde große Aufmunterung findet. Der Unterricht ist hier bis zu der untersten Klasse des Volkes gedrungen; jeder Matrose, jeder Bauer kann wenigstens lesen, und der Bürger steht auf gleicher Bildungsstufe mit dem in Deutschland. In den meisten gebildeten Familien Kopenhagens sprechen die Kinder drei oder vier lebende Sprachen. Da in den höheren Ständen jede Frau wohl unterrichtet ist, so bildet sich keine auf ihre Kenntnisse etwas ein. Ich habe in Kopenhagen viele Damen kennen gelernt, die mit der Französischen, Deutschen und Englischen Literatur vertraut waren; aber eine gelehrte Dame im gehässigen Sinn des Wortes ist mir nicht vorgekommen.

Die Erziehung der Jugend dauert lange und wird mit Ernst betrieben. Kein junger Mann darf sich um ein Amt bewerben, bevor er mehrere Prüfungen bestanden hat. Er muß sechs Jahre auf dem Gymnasium und vier Jahre auf der Universität zubringen.

Christian I., derselbe Monarch, welcher die Oldenburgische Linie auf den Dänischen Thron erhob, stiftete 1479 die Universität Kopenhagen. Er ließ ihr durch den Erzbischof von Lund Statuten geben, bewilligte ihr mehrere Privilegien und dotirte sie mit einigen Ländereien. Allein Christian hatte das Geld nicht in Ueberfluß; als seine Tochter Jakob III. von Schottland heirathete, verpfändete er, um ihre Mitgift zu bezahlen, die Orkney'schen und die Shetland-Inseln, konnte aber seine Pfänder nie wieder einlösen. Die Universität fühlte den Mangel an allen Hülfquellen; während eines Zeitraumes von sechzig Jahren gab sie kaum ein Lebenszeichen von sich. Erst im 16ten Jahrhundert, als die Reformation in Dänemark Eingang gefunden hatte, nahm Christian III. die arme, so lang vergessene Hochschule in Schutz. Er bereicherte sie mit den eingezogenen Gütern des Klerus und gab ihr 1539 eine neue Verfassung. Im Jahre 1788 vermehrte Christian VII. die Zahl der Professoren, hob die alten Statuten auf und ersetzte sie durch ein Reglement, das mit wenigen Modificationen noch jetzt Geltung hat.

(Schluß folgt.)

\*) Rask und Rasmussen sind den Französischen Orientalisten eben so bekannt, wie den Deutschen. Der Verf. hatte im Journal Asiatique öfter von ihnen gelesen, daß ihrer mit Ruhm gedacht wird. Auch Dersted's Name ist in den Sitzungen der Französischen Akademie oft genug genannt worden.

## F r a n k r e i c h.

Erinnerungen aus der Zeit der konstituierenden Versammlung.

(Schluß.)

Mirabeau war der eigentliche Repräsentant der Sitten eines verdorbenen Jahrhunderts und doch auch ihm überlegen durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, der für die höchsten wie für die niedrigsten Leidenschaften gleich empfänglich war, und besonders durch seinen eben so umfassenden als positiven Verstand. In der konstituierenden Versammlung besaß er fast allein das Genie des Gesetzgebers. Aber seine Rede ließ jene Autorität vermissen, die sich nur auf die Lauterkeit des Charakters stützt, und jene vollendete Schönheit, welche der Stempel des reinen Geschmacks ist. Nur in Momenten glich er Demosthenes; am meisten Aehnlichkeit hatte er mit dem Kardinal Richelieu; doch was dieser im Kleinen war, war er im Großen. Besonders zeigte er sich als Schüler des berühmten Schauspielers Lekain. Seine größten Mängel wußte er für den Erfolg zu benutzen, so seine Häßlichkeit, welche im Reden einen tragischen Ausdruck annahm und ganz verschwand, sobald er in Schwung gerieth.

Indes möchte ich Mirabeau keinesweges als den Gesamttypus der konstituierenden Versammlung dargestellt haben. Diese hatte sich im Allgemeinen ganz aus den Lehren und Mustern des 18ten Jahrhunderts herausgebildet. Ihre Philosophie stammte mehr von Rousseau, als von Voltaire, daher die mütterliche Strenge, die ihr eigen war. Uebrigens waren es lauter stolze, feurige Geister, selbst unter dem Dunkel und der eisigen Schärfe einer unverständlichen Metaphysik. In ihrer unverjöhlichen Feindschaft gegen die Vergangenheit bekümmerte sich die Versammlung nur wenig um die Lehren der Geschichte, und ihre Irrthümer führte sie mit einer logischen Konsequenz durch, welche sie zu den äußersten Extremen trieb. Dieser Rigorismus vertratete auch einem Häuflein von zwanzig Jansenisten zu viel Einfluß, die sich nicht wenig wundern mußten, unter so viel Philosophen zu figuriren, deren Ueberzeugung sich wenigstens zu dem Glaubensbekenntniß des Savoyardischen Dorfpredigers hinneigt. Diese Jansenisten waren recht brave Männer, die einen unerlöschlichen Glauben und die edelsten Absichten hatten, aber sie gaben zu sehr der Feindschaft des Parteigeistes nach, der niemals blinder und hartnäckiger ist, als wenn er sich in theologischen Dogmen verstrickt. Sie hatten die Mission, die meisten Reformen zu leiten, und dies thaten sie mit unerlöschlicher Härte. Unter so vielen edlen Schwärmern waren sie es, welche die unausführbarsten Chimären ins Werk zu setzen suchten; sie wollten der großen Entwicklung des achtzehnten Jahrhunderts als Schluß die Urkirche wiedergeben.

Eine besondere Zierde der Majorität war eine Schaar von jungen Adligen, die in sich eine eigenhämische Verschmelzung der Sitten und Manieren des Hofes mit den Prinzipien der Amerikanischen Freiheit darstellten, an deren Vertheidigung die Reisten unter ihnen Theil genommen. Leider herrschte nur zu wenig Einverständnis zwischen dem Mann, der allein zu ihrem Haupt und Leiter berufen war, Lafayette, und den Brüdern Lameth, die selbst nach dieser Stellung geizten. Diese trieben den Revolutionswagen immer weiter, während Jener ihn zwar nicht hemmen, aber seinen Lauf mäßigen wollte. Später haben sich die Rollen geändert.

Ich komme auf Barnave: es war eine Freude, zu sehen, wie dieser junge Deputirte, den die Natur zum Staatsmann geschaffen zu haben schien, wenn die Natur dies im Stande wäre, sich täglich immer mehr entwickelte und ausbildete. Er hatte alle Grazie der Jugend ohne ihr Feuer, oder vielmehr ohne ihre Flamme, denn auch er glühte, aber mehr von innen. Er hatte eine Probe zu bestehen, in der alle gemeine Seelen den Kürzeren ziehen, ein schweres Wort nämlich, das ihm in den ersten Blutscenen der Revolution entfallen war, wieder gut zu machen. Voller Ruhe ohne Kälte, streng positiv und doch nicht trocken, wußte dieser imponirende junge Mensch, sobald er in einer Debatte auftrat, durch die Gewalt einer durchbohrenden Verachtung jedes Oppositors Geheiß zu nichte zu machen. Sein glatter präzisier Vortrag, der fortwährend an Kraft zunahm, beseitigte alles Dunkel und entschied oft über das ganze Dekret. Aber erst nach Mirabeau's Tode und besonders nach der Flucht von Varennes legte er jeden Rest von revolutionären Gewohnheiten von sich und zeigte sich durchaus würdig des ersten Ranges. Durchdrungen von tiefer Ehrfurcht für das Mißgeschick hoher Personen und von einem Gefühl erschüttert, das mehr als Mitleid war, erhob er sich besonders als der unerschrockenste Vertheidiger der Königin, der Madame Elisabeth und des Königs selbst. Man mußte sich selbst zum Märtyrer machen, um diese Opfer, die von so vielen anderen begleitet werden sollten, der Revolution zu entreißen. Ich werde dabei zu Grunde gehen, sagte er oft, und er ging auch wirklich zu Grunde. Er war überzeugt, daß die Nationalversammlung ihr eigenes Todesurtheil unterschrieb, indem sie sich so schnell auflöste und allen ihren Mitgliedern die Fähigkeit, wieder gewählt zu werden, abschchnitt. Soll man diesen Fehler der Uneigennützigkeit der Versammlung zuschreiben, oder einer Art von Neid und Mißgunst, die sich gegen die ausgezeichnetsten Männer aus ihrer Mitte geltend machte? So viel ist gewiß, es war dies die Folge eines unglückschwangeren Bündnisses zwischen den über ihre zahlreichen Niederlagen erbitterten Royalisten und den Jakobinern, die so eben auf dem Marsfelde besiegt worden und jetzt geradezu auf die Republik losstürzten unter den Fahnen

Robespierre's, jenes kalten Rhetors, der sich erst zu einem eben so empörenden als langweiligen Vertheidiger der Volksverbrechen und dann zum unerfährlichen Leiter derselben aufwarf. So großen Talenten und berühmten Namen gegenüber hatte man beinahe vergessen, ihn zu fürchten. Barnave theilte nicht diese Unvorsichtigkeit. „Robespierre“, sagt er oft, „versteckt seinen Ehrgeiz und seine künftige Gewalt hinter seiner abstoßenden Langeweile; aber jedes Wort, das er sagt, ist dazu gemacht, einen blutdürstigen Haufen zu bilden, der ihm bald das Peil in die Hand geben wird.“

Besonders viel zu dem Glanze der Versammlung hat die adlige Minorität beigetragen, deren Standhaftigkeit auf eine harte Probe gestellt wurde. Ich habe sie in Versailles in aller Pracht eines Kostüms erscheinen sehen, das an den Pomy des Feudalismus und den Rühm der Ritterzeit erinnerte, während die Abgeordneten des dritten Standes, zuerst in die Robe eines Bailli oder Notars verkappt und seit längerer Zeit der Spott aller Theater, wie Freigelassene ausfahen, die man in Bürger transformirt. Aber sie zeigten in ihrer ganzen Haltung und in den stolzen Reden, die sie führten, wie unklug man daran gethan, diese Feudalunterschiede wieder hervorzurufen.

Ja, die philosophische Erbitterung und Pedanterie ging so weit, diesen Adligen, die in ihren Wärdern, ihren Aemtern und ihrem Vermögen so herbe Verluste erlitten, auch die bedeutungslos gewordenen Titel zu rauben, die ihre Väter getragen; freilich konnte man nicht voraussehen, wie dieselben Titel einst die Eitelkeit der stolzeften Gleichheits-Freunde in Versuchung führen würden.

Ein Theil der Majorität, durch die Erfahrung gewigigt, fing bald an, das Wesen der Repräsentativ-Regierung etwas besser zu begreifen, und als sie nun die ernstliche Absicht fandgab, sich zu mäßigen und selbst in manchen Stücken nachzugeben, um ihr hinfalliges Werk zu stützen, da kam ihr die unkluge Minorität aus Abneigung oder aus Unfähigkeit nur wenig zu Hilfe. Ihre Reiben hatten sich gelichtet durch die unzeitigen Abdankungen, die der Kummer und Ueberdruß, mehr aber noch die unglückselige Emigration hervorgerufen. Es war, als ob diese Minorität nur darauf ausgehe, ihre siegreichen Gegner mit in den Untergang zu reißen; daher scheute sie sich nicht, mit den wüthendsten Demofraten zusammenzustimmen, als es galt, das Zweikammersystem zu beseitigen, und dann beging sie den noch viel gröberen Fehler, sich mit Robespierre zu verbinden, um die Wiedererwählungs-Unfähigkeit durchzusetzen. Mehr als einmal habe ich Abbé's oder Marquis, die den Machiavelli im Kleinen spielten, sagen hören: „Noch stehen die Sachen nicht schlecht genug; die wahre Ordnung kann erst nach der ärgsten Anarchie Platz gewinnen: jener schwankende Zustand, dessen Ursprung von vorn herein zu verabscheuen ist und der nur zur Verzögerung der Krisis beiträgt, ist das größte Unglück.“ Es ist leider nur zu bekannt, wie wenig die Folge diese eben so unklugen als unlauteren Combinationen gerechtfertigt hat, und man hat eingesehen, welche gefährliche Bundesgenossin die Anarchie ist. Ja, der Hof selbst, als könne er seine Katastrophe nicht genug beschleunigen, zeigte sich voller Eifer, diese Auflösung herbeizuführen, und ich konnte mich nie einer Art prophetischen Schauders enthalten, so oft Herr d'André, der für ein Organ des Hofes galt, das patriotische Verdienst dieser Abdankung, die ich nur für eine unglückselige Desertion hielt, nicht genug preisen konnte.

Die beiden Hauptführer der privilegierten Stände, Cazalés und Abbé Maury, glänzten nach einer sehr verschiedenen Richtung: jener zeichnete sich besonders durch seinen ritterlichen Charakter aus, dieser durch einen reichgebildeten Geist, der sich eben so sehr genährt an dem Studium der heiligen Literatur, wie an dem Umgang der Philosophen. Diesen Letzteren verdankte er seinen ersten Ruf und sogar sein Glück auf der kirchlichen Laufbahn. Gleich beim Beginn der Revolution faßte er politische Skrupel über die Folgen der philosophischen Doktrinen; doch er klammerte sich wenig um diese Skrupel in seinem Privatleben wie in seinen vertrauten Aeußerungen, die oft etwas sehr cynisch waren. Diesen Fehler hat er sogar in seinem Alter und als Erzbischof von Paris nicht abgelegt. Was den Redner betrifft, so kenne ich Niemanden, der ihn an Reichthum, Korrektheit und Kunst übertroffen. Sein umfassendes Gedächtniß verließ ihn fortwährend mit einer Fülle von historischen Autoritäten und geistreichen Citaten; dagegen hielt seine Logik nicht immer festen Stand. Besonders liebte er, wie alle Kanzelredner, viel Theilungen und Unterabtheilungen, die er aber meist schlecht ausführte und oft ganz und gar vergaß: daher war er auch besonders ermüdend für Leute wie ich, die ohne Stenographie seine Reden wiederzugeben hatten. Er brachte unsere Notizen in die größte Verwirrung. Doch zuweilen nahm auch seine Rede den höchsten Schwung: besonders war dies in der Diskussion über das Friedens- und Kriegerecht, wo auch Mirabeau einen seiner glänzendsten Triumphe feierte.

Cazalés folgte mehr dem Drang einer plötzlichen Inspiration,

\*) Noch erinnere ich mich, wie wir nach der Abdankung der konstituierenden Versammlung Paris unter die Obergewalt des General Lafayette stellen wollten durch seine Ernennung zum Maire dieser Stadt. Auch hier vereinigte sich wieder die aristokratische Partei mit den Jakobinern, um die Wahl Vottons durchzusetzen, der sich schon in der letzten Zeit der konstituierenden Versammlung als Republikaner erklärte. Wir wurden besetzt. Votton bekam die Majorität. Sehr Viele von denen, die für ihn gestimmt, hielten entweder am 10. August oder in dem langen Aufzuge, das darauf folgte, Pöbel.

Bacretelle.

die aber dann lange anhielt, ohne sich in Wuth und Taumel fortreißen zu lassen. Sein Blick funkelte, und seine Geberde zeugte mehr von kriegerischer Offenheit, als von der Kunst des Redners oder dem Studium des Schauspielers. Seine Rede war rasch, schlagend, oft malerisch und ließ sich weder Nachlässigkeit noch Affectation zu Schulden kommen. Bei der Sorglosigkeit und Ungebundenheit seines früheren Lebens war er nicht im Stande gewesen, sich ausgedehnte Kenntnisse anzueignen, und dennoch erschien sein Wissen immer substantiell, was er nur der natürlichen Geradheit seines Geistes zu verdanken hatte. Seine Leuchte war Montesquieu, und es wäre ein großes Glück gewesen, wenn die Versammlung selbst sich diesen zum Vorbild genommen. Er war zu rechtschaffen und aufrichtig, um einen guten Parteigänger zu spielen. Während der Abbe Maury von keiner Konzeption wissen wollte, gab Cazalés überall da nach, wo seine Vernunft und Loyalität es ihm geboten; daher hat er auch wohl zwanzig Mal, besonders gegen das Ende seiner kurzen Rednerlaufbahn, sich die Unzufriedenheit seiner eigenen Partei zugezogen. Diese Unzufriedenheit verfolgte ihn bis nach Coblenz, wohin er seine Freunde aus Pflichtgefühl begleitet hatte. Sein Talent, wie das Barnave'sche, machte täglich mehr Fortschritte, und es schien, als ob diese beiden Redner, welche die Schwäche hatten, sich im Duell zu messen, einander immer näher kämen; vielleicht hätten sie wirklich zuletzt ihre beiderseitigen Grundsätze in Einklang gebracht.

Was der Beredsamkeit des Abbe Maury, des Cazalés und der anderen Redner dieser Partei eine besondere Wirkung gab, das war die Unerblichkeit, deren sie zu jeder Stunde bedurften. Jedes ihrer stolzen und begeisterten Worte wurde von den öffentlichen Tribunen mit schrecklichem Gebrüll begleitet. Auf den Straßen verfolgte sie der Pöbel, der die Bernhardiner-Terrassen besetzt hielt, mit Geschrei oder blutdürstigen Exclamationen. Bei diesen Gelegenheiten vertheidigte sich der Abbe Maury bald durch originelle Schlagworte, bald durch etwas ungeistliche Quodlibets; dies belustigte die Regären und beschwor die den Haufen. Einmal schrieen sie ihm entgegen: „An die Lanterne mit ihm!“ — „Und wenn Ihr mich schon an die Lanterne habt“, antwortete er, „werdet Ihr dann besser sehen!“ Cazalés begegnete diesen Schmähungen mit einer offenen, jovialen und doch kriegerischen Haltung. Oft mußten ihnen Deputirte einer anderen Partei zum Schild dienen.

Sehr edel benahm sich die Majorität, wenn es galt, Mitglieder von der rechten Seite zurechtzuweisen. Einst konnte sich ein Deputirter, Herr von Faucigny, nicht halten; schäumend vor Wuth schrie er: „Hauen wir doch mit dem Säbel die Schurken nieder!“ noch sehe ich Barnave, wie er bei dieser Gelegenheit, mitten in der allgemeinen Bewegung ruhigbleibend, nach kurzer Unterbrechung wieder das Wort nahm: „Ohne solche Ausbrüche der Raserei, welche die National-Versammlung nur bemitleiden kann, einer Antwort zu würdigen, werde ich meine Darlegung fortsetzen.“

Man hielt allgemein den Grafen und den Vicomte von Mirabeau für zwei feindliche Brüder. So viel ist gewiß, daß der Letzte seinen Bruder in den satirischen Schriften, woran er Theil nahm, nicht gespart hatte. Der Vicomte hatte sich an der Spitze seines Regiments ein Verbrechen wider die Disziplin zu Schulden kommen lassen, das ihm die Anklage der Rebellion zuzog. Man freute sich, den Grafen Mirabeau die Rednerbühne besteigen zu sehen, um ihn zu vertheidigen, und er that dies mit allem Feuer und Eifer brüderlicher Liebe. Auch andere Deputirte der rechten Seite wurden durch die Bereitwilligkeit, womit die Majorität ihre und ihrer Freunde Vertheidigung anhörte, von der Hochverraths-Anklage gerettet.

Noch habe ich von einer Partei zu sprechen, die in diesem Sturm vor allen anderen zur Lenkung des Steuerruders berufen schien und doch immer davon eniserte blieb: ich meine die Partei, welche sich selbst die monarchische nannte und bei ihren Reformen die Englische Constitution zum Vorbild nahm. Doch sie hatte sich selbst einen unheilbaren Schlag versetzt durch die voreilige Abdankung einiger ihrer Mitglieder, besonders Mounier's und Lally-Tolendal's bald nach den leider unbefragten benehmen Atematen vom 1ten und 6ten Oktober. Stanislas von Clermont-Tonnerre und Malouet hatten ihren Unwillen besser zu bezeichnen gewußt und sich mit ihrer weisen Mäßigung, wo möglich, für das allgemeine Beste aufgespart. Keine Beredsamkeit war logischer, keine reicher an gediegenen Kenntnissen, als die Clermont-Tonnerre's, keine trug mehr das Gepräge nüchternen Eleganz, die zwar den Verständigen gefällt, aber auf die leidenschaftlichen Menschen nur wenig Eindruck macht. Sein Loos war, an den Stufen des Thrones zu fallen am 10. August. Die einzige Anerkennung, welche die Versammlung seinen Tugenden und Einsichten zollte, war seine dreimalige Ernennung zum Präsidium. Derselbe Ehrer wurde zwei Männern übertragen, die sich zu denselben Prinzipien bekannten, dem Abbe von Montesquieu und dem Marquis von Bonnav. Alle drei haben ihr Amt mit eben so viel Würde als Grazie verwaltet, und die Demokratie war gezwungen, der seinen Erziehung, die man an einem Französischen Hof bekommt, unwillkürlich zu huldigen. Malouet, der eines Sinnes war mit Clermont-Tonnerre und, gleich ihm, voller Treue und Hingebung, ließ es mitunter an Gewandtheit und Mäßigung fehlen. Sie Alle übertraf der Vicomte von Beaumarnais bei einer merkwürdigen Gelegenheit: ich spreche von jener Sitzung, wo man die Flucht des Königs erfuhr. Witten in der größten Unruhe hatte die Versammlung schon einige Vorsichtsmaßregeln dekretirt, als der junge Präsident mit einer Ruhe

und Würde, deren Eindruck bei mir heute noch nicht verwischt ist, die Worte sprach: „Die Versammlung geht zur Tagesordnung über“; sogleich beschäftigte man sich mit einem ganz unbedeutenden Gesetz.

Ein Freund Lurgor's, Boisjelin, Erzbischof von Air, verband sich ebenfalls mit dem schwachen Häuflein der monarchischen Partei; er hielt in der Debatte über den Verkauf der geistlichen Güter eine treffliche Rede, deren Anfang alles Feuer und Leben einer Catilinischen hatte. Gar manche Talente, die lange verborgen gewesen und die sich selbst nicht gekannt, traten hier plötzlich ans Tageslicht. So unter Anderen ein junger Beamter, Namens Beaumes, der hier immer höher stieg und sich schon unter den ersten Reihen bemerkbar machte. Wie viele Andere gab es, die, wenn nicht ihr Leben ein so schnelles Ziel gefunden, sich bald in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung ausgezeichnet hätten, wie später Herr von Talleyrand in den großen politischen Verhandlungen. — Doch genug, ich will mich nicht weiter in dieses Gewimmel berühmter Namen verlieren: ich fürchte, wenn ich die Einen nenne, man könnte mir mein Stillschweigen über die Anderen vorwerfen, die ihre Nebenbuhler oder ihre Mitbewerber in öffentlichen Aemtern waren. Indes glaube ich, daß ich in der von mir verfaßten Geschichte genug Gelegenheit gehabt, ihrem Andenken einen Tribut der Dankbarkeit und sehr oft auch der Trauer zu zollen, und warum sollte ich hier gegen Einige von ihnen gewisse Vorwürfe wiederholen, die ich bei ihrer Erwähnung nicht unterdrücken konnte. Fürwahr, das 18te Jahrhundert konnte bei seinem Ausgang nicht würdiger repräsentirt werden: von Roués aus der Zeit der Regentschaft, von Höfingen der Madame Pompadour und du Barry, von Anhängern der egoistischen Doktrinen, wie sie Helvetius und die ganze materialistische Schule gepredigt, ist hier nicht viel zu finden, und auch die Erinnerung an die Diners des Barons von Holbach war längst verschwunden. Man hat mir vorgeworfen, ich hätte in meiner Geschichte der konstituierenden Versammlung, die erst nach drei anderen von den Kritikern desselben Werkes günstig aufgenommenen Büchern erschienen ist, ein zu strenges Urtheil über sie gefällt; und doch unterscheidet sich dieses Urtheil nicht im geringsten von dem eben gelesenen: es ist ganz mit derselben Wärme und Offenheit ausgesprochen. Ich habe weiter nichts gethan, als eine Constitution verdammt, die in mehreren ihrer wichtigsten Theile mangelhaft war, und die Gründe angegeben, warum sie so schnell wieder verunglücken mußte. In dem Moment, wo ich jene Geschichte geschrieben, hatte man die Constitution von 1791, die Herrn von Lafayette so theuer war und die von einigen Publizisten so unbesonnen herausgestrichen worden, den Italiänern und der Pyrenäischen Halbinsel aufgedrungen. Ich sah, wie sich die unverständigen Liberalen dieser Länder auf ein schwaches Rohr stützten, das ihnen eine Eiche dünkte. Ja unter uns selbst gab es einige Köpfe, die an die Rückkehr zu jenem traurigen Behelf dachten. Trotz dem Allen muß ich doch in den Mitgliedern der ersten und größten unserer politischen Versammlungen die Väter oder wenigstens die Ahnen der Freiheit anerkennen, die wir jetzt genießen, und die energischen Gründer großer Social-Verbesserungen, die bis dahin nur eine Chimäre der Philosophen gewesen. Sie haben den neuen Ideen und Institutionen einen so festen Grund gegeben, daß die Anarchie und Pöbelherrschaft eben so wenig, wie ein gewaltiger Despot voll Genie und Ruhm, ja, daß 23 Jahre von Kriegs- und Eroberungszügen und endlich zwei der kolossalsten Invasionen nicht im Stande waren, diesen Grund zu erschüttern, daß die Restauration selbst in ihm ihre wahre Stütze gefunden, bis auch sie durch das Streben, ihn zu vernichten, unterging.

Lacretelle.

#### Pariser Herren-Moden. — Der Paletot.

Seit der Regierung Ludwig's XIII. ist die Französische Kleidertracht dermaßen in Verfall gerathen, daß sie seit jener Zeit täglich immer mehr von ihrer ursprünglichen Zierlichkeit und Grandezza verloren und endlich diejenige Beschaffenheit erlangt hat, in der wir sie heutzutage sehen. Der Himmel weiß, wo sie mit ihren prosaischen Reformen und Neuerungen endlich hinaus will.

Dem sechzehnten Jahrhundert gehört die glänzende Epoche der Französischen Tracht an, und unsere Dandies würden neben denen der Zeit Heinrich's III. eine gar klägliche Figur machen. Allerdings kann man es eben nicht sehr bedauern, daß sich nicht die vollständige Tracht der ligurischen Periode bis auf uns erhalten hat, da die Zeit, die Gewohnheiten, die neuen Sitten und Umwälzungen des gesellschaftlichen Lebens gewisse Veränderungen nothwendig machten und es ziemlich sonderbar aussehen würde, wenn ein Elegant mit einem sammetenen Spizhut, einer Halskrause und in einem goldgestickten mit Spizen besetzten Wamms auf die Börse ginge. Doch bleibt zwischen der Tracht des sechzehnten Jahrhunderts und der unsrigen noch immer eine ungeheure Kluft, von welcher die Französische Grazie und Eleganz verschlungen worden sind, und besonders muß es auffallen, daß man so wenige Versuche gemacht hat, unserem Anzuge wieder etwas mehr Zierlichkeit zu verleihen. Nach der Revolution freilich zeichneten sich die Frauen durch ihre fortgesetzten sinnreichen und kühnen Bemühungen zu Gunsten der Mode aus; allein weit entfernt, ihnen nachzuahmen, übertrieben vielmehr noch die Männer, und zwar die stutzerhaftesten unter ihnen, die sogenannten Merveilleux, das lächerliche Kostüm, das wir von den mindestpoetischen Menschen entliehen hatten und das zu gleicher Zeit an den Quäker, den

Jocken und den Amerikanischen Pfanzer erinnerte. Ja, man überhäufte sogar noch die Frauen, die im Alterthum das Modell für ihren Kleiderstaat suchten, mit herben Spottgedichten, die Larüffes im Direktorium schrieben über Sclandal und Schamlosigkeit, und die schönen Geister jener Zeit waren unerschöpflich in Witzworten und beißenden Anekdoten über die unschickliche Einfachheit des Frauen-Anzuges.

Man erzählte z. B., daß eine Dame aus der Provinz, die nach Paris gekommen war und daselbst Figur machen wollte, als bald eine ihrer Freundinnen aufsuchte, die einen ausgezeichneten Rang in der Gesellschaft einnahm. „Ich bin gekommen, mich nach der neuesten Mode zu kleiden, und will mir hierüber bei Ihnen Rath erholen“, sagte die Dame aus der Provinz. — „Aha“, erwiderte die Pariserin, „Sie wollen sich also nach der Mode kleiden. Nun gut, thun Sie nur genau Alles, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Vor allen Dingen nehmen Sie den Hut ab. Gut! Jetzt nehmen Sie das Halstuch ab. Recht schön! — Jetzt ziehen Sie Ihre Robe aus. Ganz vortreflich! So, nun sind Sie ziemlich nach dem neuesten Geschmack gekleidet; wollen Sie aber noch mehr der Mode entsprechen, so ziehen Sie noch irgend etwas aus, denn je mehr Stücke Sie ablegen, desto mehr werden Sie nach der neuesten Mode gehen.“

Die St. Simonisten haben sich ernstlich damit beschäftigt, die heutige Kleidertracht umzuformen; jedoch war unglücklicher Weise diese Reform mit vielen anderen lächerlichen Neuerungen verbunden. Die Simonisten thaten vielleicht Unrecht daran, daß sie sich nicht auf eine Kleider-Revolution beschränkten; das Publikum aber hatte gewiß noch weit mehr Unrecht, daß es nicht aus den Neuerungen jener das Gute herausuchte und benutzte; denn wahrlich, wenn auch ihre moralischen und religiösen Theorien nicht viel taugten, so verdiente doch ihre Tracht Berücksichtigung zu werden. Vielleicht hat aber eben diese ihre eigenthümliche Kleidung ihren Untergang dadurch beschleunigt, daß sie sich durch dieselbe auszeichneten und auf diese Weise dem Gespötte des Volkes bloßgestellt wurden; denn heutzutage begünstigt man dergleichen Kühnheiten nicht sehr, und Alles, was von der gewöhnlichen Weise abweicht, wird in der Welt nicht besonders gut aufgenommen, so daß man es als eine Art Verdienst und Rath anerkennt, wenn die jungen Künstler, um die Blicke der Menge auf sich zu ziehen, der vorherrschenden Meinung trögen und langes Haar, spitze Hüte und Kleider von fantastischem Schnitt tragen.

Es müßten sich nun aber freilich die jungen Leute der eleganten Welt, nicht aber eine religiöse Sekte oder eine Handvoll Kunstjünger mit der Reform der jetzigen Tracht beschäftigen. Die Dandies des Jocken-Klubs, der Oper und des Boulogner Gehölzes, diese für die Verbesserung der Pferde-Racen so besorgten jungen Männer sollten doch bedenken, daß unsere Zeit einem gränzenlosen Spott preisgegeben ist und die späteste Nachwelt über unseren Frack und runden Hut lachen wird. Allein statt dessen verschlimmern sie noch den kläglichen Zustand unserer Tracht, und dieses Jahr haben sie das seltsamste, geschmackloseste und wunderlichste Kleidungsstück, das man sich nur irgend denken kann, zu Tage gefördert; man nennt es Paletot.

Dieser Paletot besteht aus einer Art von Ueberzug, Saft oder Futteral, so daß, wenn Jemand bucklig, schief oder sonst ungestaltet ist, er nur einen solchen Paletot anzuziehen braucht, um wie jeder andere Mensch auszusehen. Der Paletot zerstört aber ferner auch alle Vollkommenheiten des menschlichen Körpers, und was die Pantalons für die Beine des neunzehnten Jahrhunderts sind, ist der Paletot für den Wuchs und die Haltung; er verbirgt nämlich beides ganz und gar. Und welchen Nutzen hat er dagegen? durch welche Vortheile ersetzt er sein ungeschickliches Aeußere? Durch gar keine! Er ist viel unbequemer als ein Grobrock und weit weniger warm als ein Mantel; ja, er giebt sogar den, der ihn trägt, unberechenbaren Verlegenheiten preis; denn im Paletot sieht sich alle Welt ähnlich, und daraus entspringen mehr oder minder vortheilhafte Verwechslungen. Wegen der jetzt herrschenden strengen Kälte und der beliebten Modetracht ist also überall Karneval, und die Intriguen der Maskenbälle finden auf der Straße statt. Die Männer ziehen nämlich den Paletot an, der einen Domino im Kleinen vorstellt, und bedecken sich das Gesicht nicht mit einer Papier-Larve, sondern mit einer Binde, die man Cache-nez nennt, so daß sie, auf diese Weise verhüllt und verummummt, das strengste Inognito bewahren. Diese Tracht giebt nun zu einer Anzahl Abenteuer Veranlassung, und man darf, wenn man einen Paletot trägt, den seltsamsten Dingen entgegensehen.

Neulich ging ein Dandy über den Boulevard des Italiens; er war in einen ungeheuren Paletot gehüllt und sein Gesicht mit einem langen Kaschmir umwickelt. Ein ihm unbekannter wohlgekleideter Herr nähert sich ihm vertraulich und sagt: „Ei guten Morgen! wie geht's? Sie sind meiner Tren heute zeitig genug aufgestanden, nachdem sie doch die Nacht am Spieltisch zugebracht.“ — Der Dandy wollte darauf erwidern: „Sie verwechseln mich, mein Herr!“ aber der Cache-nez verschloß ihm den Mund, und daher fuhr der Unbekannte fort: „Ich wollte so eben zu Ihnen kommen; denn Spielschulden sind mir von jeher heilig gewesen; da ich Ihnen aber gerade begegne, so will ich hier gleich meine Schuld abtragen.“ Der Dandy zog nun die Hände aus der Tasche, um den Shawl, der ihn am Sprechen hinderte, aufzuknüpfen; diese Bewegung benützte der Unbekannte, um ihm freundschaftlich die rechte Hand zu drücken und ihm in die linke

eine Rolle mit Goldstücken zu schieben. „So, nun sind wir quitt. Entschuldigen Sie jedoch; es schlägt schon zwölf, und ich sollte bereits um halb zwölf an einem anderen Orte seyn. Adieu.“ Damit lief er eilig fort und bog um die Ecke in die Straße Taitbout ein. Der Dandy wollte ihm zwar rasch nach, gleitete aber vor dem Café Tortoni aus und fiel nieder. Als er wieder aufstand, war der Unbekannte verschwunden. In der Rolle befanden sich 25 Louisd'or. Dieser Vorfall setzte den Dandy natürlich in großes Erstaunen und erweckte in ihm mannigfache philosophische Betrachtungen. Wie fange ich es an, sagte er zu sich selbst, um dies Geld dem, der es mir auf so sonderbare Weise gegeben, wiederzuerstatten. Ohne Zweifel wird es bald von ihm heißen, daß er seine Spielschulden nicht bezahlt; denn wenn sein Gläubiger die 25 Louisd'or von ihm fordert, wird er ihm natürlich antworten, daß er sie ihm bereits bezahlt habe, und daraus kann denn sehr leicht ein Streit entspringen, der beide Parteien in der öffentlichen Achtung herabsetzt. Am Ende kommt es gar zu einem Duell, wobei möglicher Weise einer von ihnen sein Leben verliert. Zwischen 5 und 6 Uhr Abends war der Dandy noch immer in diesen Betrachtungen versunken, und die 25 Louisd'or lagen ihm mit Centnerschwere in der Tasche. Zum größten Unglück suchte er vergeblich, sich das Gesicht des Unbekannten zurückzurufen, denn es war eine jener Alltags-Physiognomien, die gar keinen Eindruck im Gedächtniß zurücklassen. Maschinenmäßig war unser noch immer tiefverhüllter junger Freund vor einem Mode-Waarenlager stehen geblieben, als unversehens aus demselben eine Dame heraustrat und rasch zu ihm folgende geheimnißvolle Worte sagte: „Es freut mich, daß Sie so pünktlich sind. Heute Abend also auf dem Ball Ventadour. Sie werden einen schwarzen Domino tragen, und an dieser rothen Blume werde ich Sie erkennen. Da, nehmen Sie. Adieu.“ Hierauf entfernte sie sich, und der Dandy blieb erstaunt zurück mit der Blume in der Hand. „Sonderbar“, sagte der wiederum verkannte junge Mann; „scheint es doch, als wären mir heute lauter seltsame Abenteuer bestimmt. Aber nur zu; das, welches mir jetzt eben zugefallen, ist mir weit angenehmer, als das von heute Vormittag; denn den Ball will ich auf keinen Fall versäumen.“

Fünfundzwanzig Louisd'or und ein Liebes-Abenteuer werden nun freilich noch den Kredit und die Beliebtheit des Paletot bedeutend erhöhen; aber in dem gewöhnlichen Gange der Dinge dieser Welt giebt es weit mehr fatale als angenehme Zufälle, und gewöhnlich verliert man mehr als man gewinnt, wenn man für einen Anderen gehalten wird. (F. Fr.)

#### Bibliographie.

Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état sur les causes secrètes qui ont déterminé la politique des cabinets dans les guerres de la révolution. — Tbl. 13. 7 Fr.  
L'intérieur d'une famille chrétienne. — Von Mad. de Sainte-Marie. 2 Bänden. 1 Fr. 60 Cent.  
Discours sur la constitution de l'esclavage en Occident, pendant les derniers siècles de l'ère païenne. — Von P. v. Saint-Paul. Montpellier.  
Mémoires sur les Maladies dites cancéreuses de la Matrice. — Von J. S. S. M. Treille.  
Une invasion des Normands. Trag. en 5 actes par M. L. . . . 4.  
Poèmes antiques et modernes. — Von Alfred de Vigny. Es ist dies der erste Theil seiner aus 7 Bänden bestehenden sammtlichen Werke.

#### Mannigfaltiges.

— Französische Fröhlichkeit. Ein Französisches Blatt macht die Bemerkung, es sey einer der größten Irrthümer, wenn die neueren Lehrbücher der Geographie immer noch den älteren nachschrieben, daß Frankreich das Land der Fröhlichkeit sey. Mit dem ancien régime habe auch die gaieté française Abschied genommen, und zwar nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch in den Provinzen, wo die ländlich-sittlichen „Farandoles“, „Bourrées“ und „Sigues“ für unconstitutionell galten. Frankreich, von dem es sonst geheissen habe, es sey eine durch Chanson's gemäßigte Monarchie, kenne das Wort „Chanson“ kaum mehr. Das Pariser Volk treibe sich zwar noch wie vor an blauen Montagen und an vorgeschriebenen politischen oder Kalender-Festen auf den Elysäischen Feldern umher, aber statt zu singen und zu lachen, unterhalte es sich mit Schimpfworten und Faustschlägen. A présent nous sommes libres; adieu les chansons! In Gesellschaften erblicke man die Herren von den Damen getrennt, und nichts sey trauriger, als wenn die Letzteren halbghähnend sich bemühten, die unfranzösischen Worte „gouvernementalité“, „doctrinarisme“ u. zu verstehen, mit denen ihre Männer jetzt die Unterhaltung würzten. Vom Karneval, von Maskenbällen in der alten Weise könne natürlich eben so wenig die Rede jetzt seyn, als von geistreichen „aimables roues“, von Calembourgs, welche die Kunde durch ganz Europa machten, und vom Französischen Esprit überhaupt. Das Alles sey nur noch in denjenigen Ländern zu suchen, wo, wie in Rußland, die höheren Stände sich im vorigen Jahrhundert den guten Ton der Französischen Gesellschaft angeeignet und ohne Rücksicht auf das Babelthum der neueren Zeit unverletzt erhalten hätten. — Wir theilen dies hier mit, wie wir es eben gelesen haben. Etwas Wahres mag auch wohl an der Veränderung seyn, die mit der Französischen Fröhlichkeit vorgegangen seyn soll; wenn wir jedoch hinzufügen, daß das Blatt, dem wir diese Bemerkungen entlehnen, die Quotidienne ist, so werden unsere Leser wohl schon von selbst nicht Alles, was hier versichert wird, für lautere Wahrheit hinnehmen.